

Welttag der Kranken – Wie heilt Jesus?

Predigt zum 6. Sonntag i. J.: Lev 13,1-2.43ac.44ab.45-46; 1 Kor 10,31-11,1; Mk 1,40-45

Der „Welttag für Kranke“, den Papst Johannes Paul II. 1993 für die Gesamtkirche einführte, hängt mit einem Ereignis zusammen, das sich vor heute genau 166 Jahren begab. Am 11. Februar 1858 erschien die Gottesmutter einem 14-jährigen Mädchen, Bernadette Soubirous. Ihre Eltern, vollkommen verarmt, nachdem sie die von ihnen betriebene Wassermühle aufgrund der industriellen Konkurrenz hatten aufgeben müssen, wohnten mit ihren 4 Kindern in einem einzigen finsternen Raum, einer ehemaligen Arrestzelle, *cachot* genannt. Bernadette, die unter Asthma litt und auch sonst kränklich war, war mit ihrer Schwester und einer Freundin auf dem Weg zur Grotte Massabielle am Ufer des Gave, um Holz zu sammeln. Als sie zurückblieb, weil sie nicht den kalten Fluss durchqueren wollte, sah sie jene Frau, die sie einfach nur „die Dame“ nannte. Niemand ahnte, dass dies der Beginn der weltweit größten Wallfahrt für kranke Menschen werden würde. Wer einmal in Lourdes war, kann nur berührt sein von den hunderten, oft tausenden kranken und gebrechlichen Menschen, auf die sich alles, was hier geschieht, ausrichtet; Menschen, die oft mit der Hoffnung auch auf körperliche Heilung kommen, obwohl es nur eine kleine Zahl ist, denen sie zuteil wird. Und doch gibt es unzählige Zeugnisse, dass niemand „ungeheilt“ den Weg nach Hause antritt. Es ist ein Ort, an dem Menschen Kraft und Trost empfangen mitten in ihrer Krankheit, oft auch einen neuen Zugang zu Gebet und Gottvertrauen.

Von diesem Datum ein Zeitsprung von mehreren Jahrzehnten. Im Sommer 1940 fand der jüdische Schriftsteller Franz Werfel zusammen mit seiner Frau Alma für mehrere Wochen Herberge in Lourdes, beide auf der Flucht vor den Nazis. (An dieser Stelle erlaube ich mir eine kurze Bemerkung zu aktuellen Ereignissen: Es macht mich fassungslos, dass knapp 80 Jahre nach dem Holocaust wieder antisemitische Gewalt an Hochschulen, auf Schulhöfen, im Sport und auf unseren Straßen um sich greift. Eine jüdische Richterin des höchsten Gerichts in Israel wurde in der Berliner Humboldt-Universität von pro-palästinensischen Aktivisten niedergebrüllt. Ein jüdischer Student wurde krankenhausreif geschlagen, was die zuständige Senatorin zwar nicht gut fand, ohne aber Konsequenzen für den Täter in Betracht zu ziehen. Auf Demos werden antisemitische Parolen gegrölt. Jüdische Studenten meiden Vorlesungen und jüdische Mitbürger geben sich nicht mehr als solche zu erkennen aus Furcht, beleidigt, angepöbelt und angegriffen zu werden. Leider hat man in keiner Weise den Eindruck, dass unser Staat dagegen in ausreichendem Maß einschreitet. Ganz gleich, ob der Antisemitismus von radikalen Rechten oder radikalen Linken oder, immer ausgeprägter, von radikalen Muslimen ausgeht – es ist blamabel und eine Schande für unser Land, das dies wieder möglich ist.)

Zurück zu Franz Werfel. Er lernte in Lourdes die wundersame Geschichte des Mädchens Bernadette Soubirous kennen und legte das Gelübde ab: würden er und seine Frau vor den Nazis gerettet und durch das faschistische Spanien hindurch Amerika erreichen, wolle er als erstes und vor jeder anderen Arbeit „das Lied von Bernadette singen“. Werfel wurde gerettet und vollendete den Roman als sein erfolgreichstes Werk innerhalb von fünf Monaten. Sicher sind die Ereignisse von Lourdes nie schöner beschrieben worden (das Buch kann ich nur zum Lesen empfehlen). Im Vorwort schreibt Werfel: „Ich habe es gewagt, das Lied von Bernadette zu singen, obwohl ich kein Katholik bin, sondern Jude. Den Mut zu diesem Unternehmen gab mir ein weit älteres und viel unbewußteres Gelübde. Schon in den Tagen, da ich meine ersten Verse schrieb, hatte ich mir zugeschworen, immer und überall durch meine Schriften zu verherrlichen das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit (natürlich meint er hier die Heiligkeit des Menschlichen Lebens; wie unheilig der Mensch oft ist, hatte er ja am eigenen Leib erfahren) des Zeitalters ungeachtet, das sich mit Spott, Ingrimm und Gleichgültigkeit abkehrt von diesen letzten Werten unseres Lebens.“ Wie aktuell auch für unsere Zeit.

Von dieser Einleitung über die Herkunft des „Welttags der Kranken“ nun zu den Texten des heutigen Sonntags. Wie passend, dass im Mittelpunkt des heutigen Evangeliums ein Kranker steht, ein Aussätziger. Aussatz war nicht nur in Israel, sondern in der ganzen Antike eine der, wenn nicht die schlimmste Krankheit. Was in der ersten Lesung das Buch Levitikus dazu schreibt, kann man aus der Perspektive von Gesunden, die sich schützen wollen, irgendwie verstehen; dennoch sind es unmenschliche Maßnahmen. Für die Betroffenen bedeutete die Krankheit nicht nur das langsame Verfaulen bei lebendigem Leib. Lange bevor sie nach etwa neun Jahren physisch starben, waren sie längst schon sozial tot, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Lebenden und der vertrauten Menschen: der Familie, Freunde, Dorf- oder Stadtgemeinschaft, verurteilt zu einer Isolation, die sie lebendig tot sein ließ. Ja, noch mehr: rabbinische Theologie war der Auffassung, dass ein solcher

Mensch eines besonders schweren Verbrechens schuldig sein musste, wenn er mit einer solch schweren Geißel geschlagen wurde. So jemand konnte also auch kaum auf Mitleid und Empathie hoffen.

Nur vor diesem Hintergrund kann man ermessen, in welcher Verzweiflung sich der Kranke befunden haben muss, aber auch, welchen Mut und welches Vertrauen er hatte, alle Regeln, die für ihn galten, zu missachten und sich Jesus zu nähern. „*Unrein! Unrein!*“ hätte er rufen und entsprechenden Abstand halten müssen. Zudem war für ihn nicht ausgeschlossen, dass Jesus auch das hätte tun können, was ihm nach jüdischem Gesetz erlaubt gewesen wäre, nämlich nach ihm wie nach einem räudigen Hund mit Steinen zu werfen. Doch nichts dergleichen geschieht. Jesus lässt seine Nähe zu. Und so groß sein Mut und sein Vertrauen sind, so groß auch seine Demut. Nicht laut bittend oder gar fordernd geht er auf Jesus zu. Nein, Ihm überlässt er alles: „*Wenn DU willst, kannst du mich rein machen.*“

Wie reagiert Jesus? Zunächst berichtet der Evangelist, dass Jesus sich nicht, wie es üblich war, innerlich abschottet gegenüber dem Elend dieses Menschen. Er lässt es an sich heran, es geht ihm zu Herzen, er hat „Mitleid“, schreibt Markus. Wer glaubt, was Jesus über sich selbst sagt: „*Wer mich sieht, sieht den Vater*“ (Joh 12,45), wird durch dieses „Mitleid“ hindurch auf das Herz des Vaters blicken. Wie oft überkommt Menschen das Gefühl, Gott würde ungerührt und teilnahmslos auf das Elend in der Welt und auf unser eigenes Elend schauen. Doch hier wird uns versichert, dass Gott Mit-Leid kennt; dass er – natürlich auf göttliche Art – mitleidet, wo Menschen leiden.

Schauen wir noch auf die Weise, wie Jesus heilt. Er hätte es so machen können wie bei anderen Heilungen: den Abstand wahrend, durch sein vollmächtiges Wort. Doch Jesus spürt: Dieser Mann brauchte mehr. Er war ein Unberührbarer geworden. Er sehnt sich außer nach seiner Gesundheit nach kaum etwas mehr als danach, dass sich ein Mensch nicht mehr vor ihm in Acht nahm, sich nicht vor ihm ekelte. Und so heilt Jesus, obwohl er weiß, dass er nach jüdischem Gesetz auf diese Weise selbst unrein wird, den Aussätzigen, indem er ihn berührt. Es ist einfach wunderbar, wie zartfühlend wir Jesus hier erleben.

Was könnte nun aber all das für uns, für mich bedeuten? In der zweiten Lesung schreibt Paulus: „*Nehmt mich zum Vorbild, wie ich Christus zum Vorbild nehmen!*“ Nehmen wir also Jesus als Vorbild!

Erstens könnte ich überlegen, ob es etwas in mir gibt, das ich berühren lassen möchte von Ihm: eine Schuld, eine Krankheit, eine Schwäche, mit der ich nicht zurechtkomme, etwas, das ich selbst an mir nicht leiden kann, eine schlechte Gewohnheit, etc. Wenn ich es für die nächste Zeit zu einem wiederholten Stoßgebet mache, könnte das vielleicht einen heilenden Prozess in Gang setzen.

Zweitens könnte ich mir sehr konkret überlegen, ob es mehrere oder vielleicht auch nur einen Menschen gibt, der für mich gleichsam „unberührbar“ ist; mit dem ich nichts zu tun haben möchte; den ich mir sehr bewusst vom Leibe und auf Distanz halte. Bisweilen mag es notwendig sein, damit es nicht permanenten Streit gibt oder alte Verletzungen ständig wieder hochkommen. Dennoch könnte Jesu Vorbild ein guter Anlass sein zu überlegen: Wen könnte ich „berühren“ – durch ein Wort, eine Geste, durch Kontaktaufnahme nach langem Abbruch der Beziehung, durch Bemühung um Versöhnung, etc. – und welcher heilender Segen könnte darauf liegen!

Zuletzt will ich das Ganze – einschließlich des Faschingssonntags – in ein paar Versen zusammenfassen:

Ich wünsch` euch allen ganz von Herzen
ein Leben bar von allen Schmerzen.
Dies ist, ich weiß, ein frommer Wunsch,
doch mach deswegen keine Flunsch.
Denn alles, was an Sorg` du hast,
alle Mühe, Krankheit, Last,
das trage hin zu deinem Herrn!
Mit seiner Gnad` berührt er gern,
was dir nimmt die Freud` des Lebens,
ist er doch ein Freund des Gebens.
Er hilft jedem, das zu tragen,
ohne Trübsal, ohne Zagen,

was sich nicht verändern lässt,
Er macht es zu unser`m Best.
Lässt uns Weinen, lässt uns Lachen,
wenn wir Ihn nur lassen machen.
Doch in diesen Faschingstagen,
woll`n wir uns nicht wirklich plagen.
Genießen wir die Zeit der Freude,
denken heute nur ans Heute!
So wünsch ich allen richtig Spaß!
Bin sicher, dass ihr`s tut mit Maß.

Bodo Windolf